



Unter dem Regenschirm.

Ein Dialog.

Aus dem Polniſchen.

„Also bitte, mein gnädiges Fräulein.“
 „Ich werde Ihre Güte nicht mißbrauchen. Sie sollen befreit sein, sobald wir eine leere Droſche finden.“
 „Auch dafür werde ich Ihnen dankbar ſein.“
 „Seit wann ſind Sie ſo demüthig und beſcheiden?“
 „Seit Sie, mein gnädiges Fräulein einem Anderen Alles verſprochen, alſo nichts mehr zu vergeben haben.“
 „Das ſollte Ihnen doch ganz gleichgültig ſein . . .“
 „Ja; es ſollte eigentlich . . .“
 „Unertuglich!“
 „Wer?“
 „Der Regen. Und wie zum Poſſen keine einzige Droſche zu ſehen.“
 „Da kommt eine von der andern Seite. Wenn ſie doch frei wäre!“
 „Das iſt unſer Weiber Wunſch.“
 „Und wir Beide müſſen verzichten, denn ſie iſt beſetzt.“
 „Was thun?“
 „Wäre ich Derjenige, deſſen Stelle ich jetzt zufällig einnehme, ſo würde ich um die Antwort nicht verlegen ſein.“
 „Wenn Sie dieſer Jemand wären, würde ich mit Ihnen überhaupt nicht unter einem Regenschirm gehen.“
 „Warum nicht?“
 „Weil dieſes ſeidene Dach nur zwei Menſchen beſchirmen kann, die einander ſehr nahe ſtehen oder ganz gleichgültig ſind.“
 „Zu welcher Kategorie rechnen Sie dann den Andern!“
 „Ich weiß nur, daß ich Sie zur Kategorie der Aufdringlich-Neugierigen rechne.“
 „Ich habe Sie geärgert, mein Fräulein; ich bin glücklich, ſo werden Sie doch wenigſtens einige Sekunden an mich denken.“
 „Das hätten Sie einfacher haben können. Vor kaum einer Viertelſtunde haben Sie unſeren Salon verlaſſen und jetzt ſprechen Sie ſo, als hätten Sie nie darin geweilt.“
 „Lieben Sie Klatschereien?“
 „Nein.“
 „Interſſirt es Sie, mit wem der Graf B. flirtet, und welchen Reichthümer die Fürſtin Z. hat?“
 „Nicht im Geringſten.“
 „Gehören Sie vielleicht dem Verein wohlthätiger Frauen zur Bekleidung nackter Negerkinder an?“
 „Bewahre!“
 „Wie ſoll ich alſo ein Salongespräch mit Ihnen führen?“
 „Erzählen Sie mir, welche Bücher Sie jetzt ſtudiren?“
 „Langeweile. Aber für Damen habe ich immer einen Vorrath von Süßigkeiten. Wenn Sie befehlen, kann ich Ihnen ein ganzes Duzend luſtiger Geſchichten erzählen, ehe wir die nächſte Ecke erreichen.“
 „Die luſtigen liebe ich nicht, weil ſie unwahr ſind.“
 „Ich liebe die traurigen nicht, weil ſie wahr ſind!“
 „Fürchten Sie die Wahrheit?“
 „Wie Hamlet ſeines Vaters Geiſt!“
 „Das bedeutet, daß Sie ſie gleichzeitig lieben?“
 „Wie der Verzweifelte die Piſtolenkugel.“
 „Ach!“
 „Was bedeutet dieſer Ausruf, mein Fräulein?“
 „Ich ſehe eine Droſche kommen.“
 „Mäßigen Sie Ihre Freude, die Droſche wird ſoeben von einem Paar angehalten.“
 „Wie neidlich ich bin.“
 „Auf die Droſche oder — das Paar?“
 „Nur auf die Droſche. Wir bilden in dieſem Moment ja auch ein Paar.“
 „Ja, ein mathematiſches . . .“

„Um ſo beſſer, die Mathematik iſt eine ſehr große Wiſſenſchaft.“

„Zweifellos. Sie lehrt den Manneswerth nach Ziffern be- rechnen.“

„Und die Frauen, die uns auf dem Lebenswege begegnen, mit einander vergleichen.“

„Dieſes thun Alle, aber Jenes nur die Praktiſchen.“

„Sie gehören nicht zu dieſen, mein Herr?“

„Das habe ich bereits bewieſen.“

„Wem denn?“

„Dem Vermögen Ihres Herrn Vaters?“

„Was für Augen hat Ihre Braut?“

„Meine . . . Braut?“

„Nun ja, die Dame, mit der Sie ſich vermählen wollen.“
 „Die Dame, mit der . . . Ach ſo, verzeihen Sie meine Be- ſtreutheit. Sie hat die nämlichen Augen wie Ihr Herr Bräu- tigam.“

„Die Antwort erklärt mir nichts.“

„Warum nicht?“

„Weil ich dieſe Augen noch nicht erblickt habe.“

„Iſt er denn blind?“

„Nein, ich pflege in ſeiner Anweſenheit blind ſein.“

„Ich verſtehe, Sie gehen mit geſchloſſenen Augen in die Ehe.“

„Wundert Sie das?“

„O, nein, denn ſolch' blinde Augen beſitzt nur die Liebe.“

„Und welche Augen beſitzt die Verzweiflung?“

„Das ſage ich nicht, um nicht das Geheimniß meiner eigenen Augen zu verrathen.“

„Beruhigen ſie ſich. Dort eine Droſche! die enthebt Sie aller Bekenntniſſe.“

„Das reine Verhängniß! Auch dieſe iſt bereits beſetzt.“

„Um ſo ſchlimmer für Ihr Geheimniß . . .“

„Und für Ihre Stiekelchen.“

„Welch' eine Zuſammenſtellung!“

„Im Leben begegnet man ſchlimmeren. Man ſieht ein Herz und einen Geldſack, Liebe und eine Stellung . . .“

„Dunkelblaue und dunkelbraune Augen . . .“

„Leidenschaft und Anſtand, Feuer und Stille . . .“

„Dunkelbraune und dunkelblaue Augen . . .“

„Die leſteren haben Sie, mein Fräulein . . .“

„Und wer hat die anderen? . . .“

„Die anderen? . . . die anderen?“

„Sagen Sie es, oder ich ſage es.“

„Die anderen hatte eine Frau, die ich einſt liebte.“

„Weſhalb ſprechen Sie in der Vergangenheit? Weſ- halb ſagen Sie nicht: jene Augen hat die Frau, die ich liebe.“

„Weil zwiſchen mir und ihr ein Abgrund liegt, den ſelbſt Gott nicht auszufüllen vermag.“

„Was ſagen Sie da? Wer hat den Abgrund ge- ſchaffen?“

„Das Grab!“

„Ich danke Ihnen für dieſes kurze Schweigen.“

„Thun Sie das nicht. Es enthielt nichts Schmeichelhaftes für Sie!“

„Würden Sie den Muth haben, der Todten zu ſpotten?“

„Genug mein Herr! Alſo einer Verſtorbenen weihen Sie alle Gefühle und Gedanken? Alſo für eine Todte treten Sie die Gefühle und Gedanken Anderer mit Füßen. Für eine Sie hat den Vater aus dem Gedächtniß geſtrichen. Sie will nicht durch gerichtliche Urtheile an ſein Herz appelliren. Der Energie der Jugend und der Glaube an ein ſchöneres Morgen hält ſie aufrecht, während ſie im Dunkeln lebt. Endlich laßt auch ihr ein Sonnenſtrahl; der Bräutigam erhält nach zwei- jährigen Bemühungen die erſehnte Anſtellung. Er weint vor

Freude und theilt sein Glück mit ihr, sie erneuern ihre Schwüre, besprechen alle Einzelheiten, setzen den Hochzeitstag fest . . .
„Und dieser Tag . . . dieser so wichtige Tag . . . nur für sie Beide so wichtige Tag . . . wann kommt er?“

„Er ist vorüber.“
„Ach! endet es glücklich mit einer Trauung?“
„Ja. Sie wurde dem Grabe angetraut; und er nahm die Verzweiflung zur Gefährtin.“

„Ist dies das Ende der Geschichte?“
„Zawohl, das Ende. Nur einige Worte fehlen. Sie betreffen die zweite Schwester — die schwache, verlassene, unglückliche . . .“

„Wer nahm sich ihrer an?“
„Der, der dazu verpflichtet war, der Bräutigam der Verstorbenen, der einzige Freund und Beschützer beider Schwestern. Aber das interessiert Sie wohl nicht?“

„Was kümmert Sie das? Erzählen Sie!“
„Eigentlich ist nichts mehr zu erzählen. Dank der Bemühungen des Beschützers hat die arme Waise jetzt eine verhältnismäßig gesicherte Existenz. Aber Beide fürchten die Zukunft. Der Beschützer hat, um sein Gewissen zu beruhigen, den vernachlässigten Prozeß wieder angestrengt. Er bemüht sich, den vergesslichen Grafen daran zu erinnern, daß die Niedertracht vor dem Gesetz zuweilen doch nicht straflos ausgeht. Ob die Waise aber ihr Recht finden, und ob sie dann glücklich sein wird? Wenn man mit ihr davon redet, stürzen Thränen aus ihren Augen. . . .“

„Den dunkelbraunen?“
„Woher wissen Sie das?“
„Ich weiß mehr. Ich weiß, daß jener Beschützer . . . Aber genug, da kommt eine leere Droschke, die uns Beiden die Freiheit wiedergiebt. Leben Sie wohl! Wenn unser Dialog auch ein erzwungener war, so brauchen Sie kein Moment zu zweifeln, daß ich Ihnen von Herzen dankbar bin für . . . den Regenschirm.“

„Nein, so kommen Sie nicht fort, Sie müssen mir sagen, was Sie von dem Beschützer wissen? Verlassen Sie mich nicht mit diesem unausgesprochenem Urtheil. Bleiben Sie — oder ich falle Ihnen zu Füßen und lasse Sie nicht fortgehen . . .“
„Beruhigen Sie sich, es handelt sich hier doch nur um eine Geschichte.“

„Nein, es handelt sich um das Glück lebender Wesen!“ . . .
„Also . . . jener Beschützer . . . ist mehr als . . . Beschützer.“

„Ja. Er ist ihr Freund.“
„Mehr als ein Freund . . .“
„Auch das. Er ist ihr Bruder.“
„Mehr als ein Bruder . . .“
„Mehr als ein Bruder? . . . Ah, nun begreife ich! . . . Wer hat Ihnen das gesagt, mein Fräulein?“

„Die Augen.“
„Die dunkelblauen?“
„Ja.“
„Werden Sie nun roth oder blaß, mein Fräulein . . . die Augen logen.“

„Augen lügen nicht.“
„Sie logen dennoch . . .“
„War es also nicht wahr, daß der Beschützer stets mit seinem Mündel ging? . . . Ist es nicht wahr, daß er sich ihrer kleinsten Angelegenheit annimmt? . . . Nicht wahr, daß er ihre leisesten Wünsche erfüllt? . . .“
„Alles wahr. Aber von Liebe konnte bei Beiden nie die Rede sein.“

„Ach! . . . ach!“
„Mein Gott, was ist Ihnen?“
„Nichts. Ich hörte so wunderliche Worte . . .“
„Wunderliche?“
„Gewiß. Was konnte den Beschützer hindern, sein junges Mündel zu lieben?“

„Wollen Sie den Grund wissen?“
„Ja, ich möchte ihn kennen.“
„Also hören Sie. Der Jüngling konnte sich nicht in sein Mündel verlieben, weil . . .“
„Weil? was?“
„Leider müssen wir die Geschichte hier unterbrechen. Eben kommt eine Droschke . . .“

„Ich will keine Droschke mehr.“
„Sie erwarteten sie doch so ungeduldig.“
„Aber jetzt will ich sie nicht. Ich will das Ende der Geschichte hören. Ich bitte darum . . .“

„Diese Bitte gilt mir mehr als Befehl. Der Jüngling konnte sich nicht in das Mädchen verlieben, weil er bereits eine Andere liebte.“

„Wie sagten Sie, mein Herr, liebte oder liebt?“
„Die Zeit dieses Verbums hängt von Ihnen ab.“

„Ich ziehe das Präsens vor.“
„Ist das eine Erlaubniß? . . .“
„Nein, ein Wunsch . . .“

„Wohlan, er ist erfüllt!“
„Wie schnell Sie sich entschließen!“
„Ich nehme mir ein Beispiel an Ihnen.“
„An mir? Aber ich kann seit sechs Monaten zu keiner Entscheidung kommen . . .“

„Vor sechs Monaten pflückten wir zusammen Erdbeeren im Walde.“
„Ja und seit dieser Erdbeerzeit . . .“

„Und der Bräutigam?“
„Ich habe keinen.“

„Wie? Wer ist denn jener rosigweiße Millionär, der Ihr beständiger Begleiter war?“
„Ein Schreckmittel für unartige Kinder, die Andern viele Unannehmlichkeiten machen.“

„Johanna!“
„Was fehlt Ihnen, mein Herr?“
„Nichts mehr . . . Ich wollte nur gern auf dem Trottoir hinfahren . . .“

„Läuten Sie lieber, denn wir stehen vor meinem Elternhause?“
„Ich läute wie zum eigenen Begräbniß, Sie gehen?“ —

„Wenn Sie auferstanden sein werden, vergessen Sie nicht, uns zu besuchen. Meine Eltern werden Ihnen Dank schulden . . .“
„Für den Schirm?“

„Nein — für die Tochter! . . .“
Verstorbene führen Sie einen Prozeß, von dem alle Welt spricht, den Prozeß gegen den Grafen Patzewski? Also für die Todte geschieht es, daß Sie im Theater, in den Gärten, auf der Straße Ihren Arm einer jungen Dame reichen . . .“

„Halten Sie ein! Halten Sie ein und hören Sie eine Geschichte!“

„Eine Geschichte? . . . Ah, Sie haben den Muth, einer Lebenden zu spotten?“
„Erst hören Sie, mein Fräulein, dann urtheilen Sie!“

„D, ich habe wirklich nicht lange Zeit.“
„Meine Geschichte wird nicht länger sein, als der Weg zur ersten leeren Droschke, die wir treffen.“

„Gut ich höre!“
„Es war einmal ein Graf. Er lebte in Paris. Unsere Grafen lieben ihr Vaterland nicht. Es war da ein junges Mädchen, eine Französin, die Pensionsfreundin seiner Cousine. Sie sahen sich und liebten einander. Dann ließ sie sich entführen, und dann — wohnten sie beisammen. Dann gaben die Eltern ihnen ihren — Fluch.“

„Ihre Geschichte beginnt sehr traurig . . .“
„Sie endet noch trauriger. Diese Pseudo-Ehe dauerte zweieinhalb Jahre, lange genug, daß zwei Kinder das Licht der Welt erblicken konnten, zwei Märtyrerinnen . . .“

„Mädchen?“
„Zwei Mädchen. Die ältere fing an zu laufen, die jüngere lag noch in der Wiege, als das Schicksal — das Verhängniß den ersten Theil dieser Geschichte mit zwei Todesfällen beschloß. Der Vater des Grafen und die Mutter seines . . . Opfers starben gleichzeitig.“

„Zwei Särge gleich im ersten Theil einer Geschichte, das ist zuviel!“
„Das fand das Schicksal auch, und um das künstlerische Gleichgewicht herzustellen, brachte es im zweiten Theil . . . zwei Hochzeiten.“

„Sehen Sie, mein Herr, der Himmel hat erhellt sich.“
„Um so besser, so werden Sie keine Droschke brauchen.“

„Ach, ich rede von dem Himmel Ihrer Erzählung.“
„Also Sie hören mir zu?“

„Gewiß, sogar mit großem Interesse; schon seit dem Moment, da sie von Hochzeiten reden. Die Frauen lieben, wie Sie wissen, die Melodie des Veni Creator.“

„In den Ohren der gräßlichen Geliebten klang es eher wie ein Dies irae!“

„Weshalb denn? War sie denn nicht des Grafen Braut?“
„Nein, der Graf zog es vor, mit einer ebenbürtigen reichen Fürstin vor den Altar zu treten. Er mußte es thun, denn er war nicht mehr reich. Er handelte auf Befehl seiner Familie und seiner Gläubiger.“

„Und jene Französin?“
„Die mußte zu derselben Zeit mit thränenüberströmtem Antlitz ihrem Vater, der sich mit einer Unwürdigen vermählte, den Hochzeitsstaat bereiten . . .“

„Wieder Wolken!“
„Nach jedem Wächeln des Glücks jagt das Verhängniß Wolken herbei.“

„Das Verhängniß? Sagen Sie eher der Wind, fühlen Sie nicht, wie der Schirm sich unter seinem Drucke biegt?“

„Unsere Gedanken sind wieder weit von einander entfernt. Reden wir also vom Wetter! . . .“

„Einverstanden . . . Aber zuvor erzählen Sie mir noch den dritten Theil ihrer Geschichte!“

„Der entwickelt sich ganz logisch aus dem Inhalt der andern. Neben den zwei Baaren stand die Mutter der beiden Kinder ohne Liebe, ohne Schutz, ohne Brod allein in der Welt da. Sie leidet, verzweifelt aber nicht. Von Vater und Stiefmutter hinausgestoßen, nimmt sie das kleine Erbtheil ihrer Mutter und arbeitet. Einige Tage später erscheint sie mit den Töchtern hier in Warschau. Sie gibt Unterricht und führt gleichzeitig einen Prozeß gegen den Grafen. Die Sache zieht sich lange hin und gelangt zu keinem Resultat. Die Mädchen wachsen heran. Als die eine achtzehn, die andere sechzehn Jahre hält — stirbt die Mutter . . . an der Schwindsucht. Damit schließt der dritte Theil der Geschichte.“

„Und noch immer keine Droschke zu sehen!“
„Wenn man nicht anders kann, muß man sich dem Schicksal unterwerfen.“

„Das ist wahr; kommen wir also zum vierten Theil der Geschichte!“

„Jetzt erscheint eine neue Persönlichkeit; ein junger Enthusiast, der die ältere Schwester kennen lernt und ihr Liebe bis um Tode schwört.“

„Ach, bis zum Tode! . . Das sagt man nur so . .“

„Der Jüngling schwor nicht nur, . . . er hielt auch seinen Schwur.“

„In der Geschichte!“

„Wie kommen Sie zu solchem Mißtrauen?“

„Sie wissen . . .“

„Ich weiß nichts.“

„Also fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

„Die Liebe dieser beiden Kinder — sie standen an der Schwelle des Lebens — begann mit einem Jdahl und schloß mit einer Elegie. Das Mädchen arbeitet in ihrem Beruf, den die Mutter ihr bestimmt. Sie arbeitet um so eifriger, da sie ihre jüngere schwächliche, fränklische Schwester erhalten muß.“

Wintergewitter.

Ein Wintergewitter, wie es in der Nacht vom 6. zum 7. Dezember über einen großen Theil Norddeutschlands hinwegzog, gehört in unseren Gegenden zu den selteneren atmosphärischen Erscheinungen. Die Gewitter werden im Allgemeinen in Wärmegewitter und Wirbelgewitter eingetheilt. Nicht immer läßt es sich entscheiden, ob man es mit einem Wärmegewitter oder mit einem Wirbelgewitter zu thun hat, da beide Ursachen, die für sich allein die Bildung der einen oder der anderen Art von Gewittern im Gefolge haben, zusammenwirken können. Die Wärmegewitter sind Folgeerscheinungen von Ueberhitzung der untersten Luftschicht. Sie entstehen dementsprechend unter Verhältnissen, die eine solche Ueberhitzung besonders begünstigen, bei wasserdampfhaltiger, ruhiger Luft und ungehinderter, kräftiger Sonnenbestrahlung. Wirbelgewitter dagegen sind die Begleiter der centralen Theile tiefer barometrischer Depressionen. Sie sind Erscheinungen eines lebhaft aufsteigenden Luftstromes, wie er bei starken Störungen des atmosphärischen Gleichgewichts, in den Cyclonen, zu Stande kommt. Sie treten dementsprechend bei unruhigem, trübem Wetter und vorzugsweise in der Nähe der Zugstraßen der Depressionen auf und dort, wo sich diese in besonderer Tiefe entwickeln, d. h. vom Meere bis an die Küsten hin. Die Wirbelbewegung der Luft erfolgt in horizontalem Sinne mit etwas aufwärts gerichteter Komponente. Ihre Ursache ist, wie die der Cyclone überhaupt, noch wenig erforscht. Wahrscheinlich hängen die Wirbelgewitter nicht bloss mit den Temperatur- und Feuchtigkeits-Verhältnissen, sondern vielmehr mit der allgemeinen Luftcirculation zusammen.

Wintergewitter sind in Europa fast ausnahmslos Wirbelgewitter. D stark aufsteigende Luftstrom, der bei jedem Gewitter vorhanden ist, muß, kann nicht durch erwärmte Luft, sondern nur

durch locale Luftbewegung erzeugt werden. Das Wintergewitter in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember war ein ausgezeichnetes Wirbelgewitter, ein partieller Ausdruck der gewaltigen Wirbelbewegung der Luft, die fast ganz Mittel- und Nordeuropa in Mitleidenschaft gezogen hatte. Solche Wintergewitter im Innern des Continentes sind äußerst selten, besonders in Süddeutschland und Oesterreich, häufig dagegen an den Küsten Frankreichs und Norddeutschlands, sehr häufig im Norden der baltischen Inseln und Norwegens. Schon in Schweden, noch vielmehr aber im deutschen Binnenlande fallen die Gewitter vorzugsweise auf den Sommer, sowie auf die Stunden der höchsten Tagestemperatur. In den Jahren 1871 bis 1880 fanden in Norwegen 235 Aufzeichnungen über Januar-Gewitter 1811 über Juli-Gewitter gegenüber, ja, im eigentlichen norwegischen Küstengebiete kamen auf 198 Gewitter im Januar nur 646 im Juli, in Schweden dagegen fielen nur 14 Gewitter auf den Januar, 4419 auf den Juli. Noch seltener sind die Wintergewitter bei uns in Deutschland. Beispielsweise wurde im Jahre 1882 in Deutschland im Januar, Februar und Dezember gar keine Gewitter, im März zwei, im April 36, im Mai 625, im Juni 471, im Juli 746, im August 307, im September 213, im Oktober 49, im November 9 Gewitter beobachtet. In Oesterreich und der Schweiz gehören die Wintergewitter zu den größten Seltenheiten. Nach den sehnjährigen Gewitterbeobachtungen in Weiskhof von 1881—1890 kamen in diesem Decennium überhaupt keine Wintergewitter vor. In dem 38-jährigen Zeitraum von 1853—1890 wurden in Wien nur fünf Wintergewitter verzeichnet. Nach Riggenbachs Resultaten 112-jähriger Gewitteraufzeichnungen in Basel (1755 bis 1888) sind die Monatsmittel der Gewittertage: Januar 0,05, Februar 0,05, März 0,3, April 1,0, Mai 3,3, Juni 4,7, Juli 4,8, August 4,0, September 1,7, Oktober 0,4, November 0,1, Dezember 0,1.

In ihrem Auftreten und Verlauf stimmen fast alle Wintergewitter überein. Zunächst finden sie, mit seltenen Ausnahmen, in der Nacht statt. Meist sind sie auf kleine Gebiete beschränkt. Ihrer Entstehungsweise entsprechend, haben sie im Gegensatz zu den Sommergewittern eine geringe Frontenentwicklung, dagegen eine größere Zuggeschwindigkeit als diese. Nach einigen Blizschlägen, die allerdings wegen der geringen Höhe der Wolken häufig zünden, haben sie das Gebiet überflogen. Ein am 20. Januar 1890 in Oesterreich beobachtetes, selten starkes Winter-Gewitter hatte eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit von 75 km in der Stunde, während die mittlere Geschwindigkeit aller hier beobachteten Gewitter 30 km beträgt.

Winter-Gewitter sind häufiger als Sommer-Gewitter von Hagel- und Graupenfall begleitet, vermuthlich weil im Sommer der Hagel, ehe er den Boden erreicht, schmilzt, so daß er nur als Platzregen zur Erde gelangt. So war nach den Beobachtungen über Gewitter in Bayern, Württemberg und Baden in den 10 Jahren von 1880 bis 1890 im August von 25 Gewittern nur ein einziges von Hagelschlag begleitet, dagegen im Januar schon jedes vierte Gewitter. Das Nachtgewitter, das am 16. November 1891 die Südalpen durchzog, ein typisches Wirbelgewitter, war auf eine 170 km lange Strecke im Centrum von Hagel begleitet. Der Hagel, dem ein starkes Brausen voranging, fiel in haufelnußgroßen Schloßen auf einen schmalen, völlig geradlinig verlaufenden Streifen. Auch dichtes Schneegestöber ist eine häufige Begleitererscheinung der Wintergewitter. So zeichneten sich die typischen Wintergewitter 1883 in Süddeutschland durch starken Schneefall aus. Auch das kürzlich über Norddeutschland niedergegangene war von dichtem Schneegestöber begleitet.

Nichts Neues unter der Sonne.

Professor Lombroso, der bekannte italienische Psycholog, schreibt in einem Artikel der „Contemporary Review“ Folgendes: „Es ist interessant, die zahlreichen Erfindungen zu prüfen, die wir für neu halten, während sie in Wirklichkeit uralt sind. So hatten die Alten schon Kenntniß vom Blizableiter, oder sie kannten doch bereits ein Methode, den Bliz anzuziehen. Die keltischen Soldaten pflegten sich bei einem Gewitter auf den Erdboden niederzulegen, dann zündeten sie eine Fackel an und pflanzten ihre spitzen Schwerter in den Boden neben sich, mit der scharfen Spitze nach oben. Der Bliz traf häufig die Schwerterspitze und fuhr an der Klinge entlang in's nahe Wasser, ohne den Krieger zu verletzen.“

„Die Römer scheinen ebenfalls den Blizableiter gekannt zu haben, wiewohl sie die ihre Kenntniß wieder in Vergerung

begleitet
ben po
aufflie
uns de
Lager
das
hier an
uns
beutich
folgen
geben,
Zeitun
konst i
längere
man g
Blatt
und es
brauch
Gewisse
der Sta
entfern
„Anfa
den
Rechen
Mitthe
müßten
worum
Luft
weitere
haben
bilden
Sessens
werden
Wuch
säure
die Nef
als Sed
das Al
in der
untrer
gekocht
Werte,
erregt
wollen,
Lunil,
„Stet
Mori
glet
als em
einmal
dem P
in we
verfä
ungef
schon
schäde
lassen
wollen
Blizle
gegla
De

„Und jene Französin?“
„Die mußte zu derselben Zeit mit thränenüberströmtem Antlitz ihrem Vater, der sich mit einer Unwürdigen vermählte, den Hochzeitsstaat bereiten . . .“
„Wieder Wolken!“
„Nach jedem Wächeln des Glücks jagt das Verhängniß Wolken herbei.“
„Das Verhängniß? Sagen Sie eher der Wind, fühlen Sie nicht, wie der Schirm sich unter seinem Drucke biegt?“
„Unsere Gedanken sind wieder weit von einander entfernt. Reden wir also vom Wetter! . . .“
„Einverstanden . . . Aber zuvor erzählen Sie mir noch den dritten Theil ihrer Geschichte!“
„Der entwickelt sich ganz logisch aus dem Inhalt der andern. Neben den zwei Baaren stand die Mutter der beiden Kinder ohne Liebe, ohne Schutz, ohne Brod allein in der Welt da. Sie leidet, verzweifelt aber nicht. Von Vater und Stiefmutter hinausgestoßen, nimmt sie das kleine Erbtheil ihrer Mutter und arbeitet. Einige Tage später erscheint sie mit den Töchtern hier in Warschau. Sie gibt Unterricht und führt gleichzeitig einen Prozeß gegen den Grafen. Die Sache zieht sich lange hin und gelangt zu keinem Resultat. Die Mädchen wachsen heran. Als die eine achtzehn, die andere sechzehn Jahre hält — stirbt die Mutter . . . an der Schwindsucht. Damit schließt der dritte Theil der Geschichte.“
„Und noch immer keine Droschke zu sehen!“
„Wenn man nicht anders kann, muß man sich dem Schicksal unterwerfen.“
„Das ist wahr; kommen wir also zum vierten Theil der Geschichte!“
„Jetzt erscheint eine neue Persönlichkeit; ein junger Enthusiast, der die ältere Schwester kennen lernt und ihr Liebe bis um Tode schwört.“
„Ach, bis zum Tode! . . Das sagt man nur so . .“
„Der Jüngling schwor nicht nur, . . . er hielt auch seinen Schwur.“
„In der Geschichte!“
„Wie kommen Sie zu solchem Mißtrauen?“
„Sie wissen . . .“
„Ich weiß nichts.“
„Also fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“
„Die Liebe dieser beiden Kinder — sie standen an der Schwelle des Lebens — begann mit einem Jdahl und schloß mit einer Elegie. Das Mädchen arbeitet in ihrem Beruf, den die Mutter ihr bestimmt. Sie arbeitet um so eifriger, da sie ihre jüngere schwächliche, fränklische Schwester erhalten muß.“

durch locale Luftbewegung erzeugt werden. Das Wintergewitter in der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember war ein ausgezeichnetes Wirbelgewitter, ein partieller Ausdruck der gewaltigen Wirbelbewegung der Luft, die fast ganz Mittel- und Nordeuropa in Mitleidenschaft gezogen hatte. Solche Wintergewitter im Innern des Continentes sind äußerst selten, besonders in Süddeutschland und Oesterreich, häufig dagegen an den Küsten Frankreichs und Norddeutschlands, sehr häufig im Norden der baltischen Inseln und Norwegens. Schon in Schweden, noch vielmehr aber im deutschen Binnenlande fallen die Gewitter vorzugsweise auf den Sommer, sowie auf die Stunden der höchsten Tagestemperatur. In den Jahren 1871 bis 1880 fanden in Norwegen 235 Aufzeichnungen über Januar-Gewitter 1811 über Juli-Gewitter gegenüber, ja, im eigentlichen norwegischen Küstengebiete kamen auf 198 Gewitter im Januar nur 646 im Juli, in Schweden dagegen fielen nur 14 Gewitter auf den Januar, 4419 auf den Juli. Noch seltener sind die Wintergewitter bei uns in Deutschland. Beispielsweise wurde im Jahre 1882 in Deutschland im Januar, Februar und Dezember gar keine Gewitter, im März zwei, im April 36, im Mai 625, im Juni 471, im Juli 746, im August 307, im September 213, im Oktober 49, im November 9 Gewitter beobachtet. In Oesterreich und der Schweiz gehören die Wintergewitter zu den größten Seltenheiten. Nach den sehnjährigen Gewitterbeobachtungen in Weiskhof von 1881—1890 kamen in diesem Decennium überhaupt keine Wintergewitter vor. In dem 38-jährigen Zeitraum von 1853—1890 wurden in Wien nur fünf Wintergewitter verzeichnet. Nach Riggenbachs Resultaten 112-jähriger Gewitteraufzeichnungen in Basel (1755 bis 1888) sind die Monatsmittel der Gewittertage: Januar 0,05, Februar 0,05, März 0,3, April 1,0, Mai 3,3, Juni 4,7, Juli 4,8, August 4,0, September 1,7, Oktober 0,4, November 0,1, Dezember 0,1.

Wintergewitter.

Ein Wintergewitter, wie es in der Nacht vom 6. zum 7. Dezember über einen großen Theil Norddeutschlands hinwegzog, gehört in unseren Gegenden zu den selteneren atmosphärischen Erscheinungen. Die Gewitter werden im Allgemeinen in Wärmegewitter und Wirbelgewitter eingetheilt. Nicht immer läßt es sich entscheiden, ob man es mit einem Wärmegewitter oder mit einem Wirbelgewitter zu thun hat, da beide Ursachen, die für sich allein die Bildung der einen oder der anderen Art von Gewittern im Gefolge haben, zusammenwirken können. Die Wärmegewitter sind Folgeerscheinungen von Ueberhitzung der untersten Luftschicht. Sie entstehen dementsprechend unter Verhältnissen, die eine solche Ueberhitzung besonders begünstigen, bei wasserdampfhaltiger, ruhiger Luft und ungehinderter, kräftiger Sonnenbestrahlung. Wirbelgewitter dagegen sind die Begleiter der centralen Theile tiefer barometrischer Depressionen. Sie sind Erscheinungen eines lebhaft aufsteigenden Luftstromes, wie er bei starken Störungen des atmosphärischen Gleichgewichts, in den Cyclonen, zu Stande kommt. Sie treten dementsprechend bei unruhigem, trübem Wetter und vorzugsweise in der Nähe der Zugstraßen der Depressionen auf und dort, wo sich diese in besonderer Tiefe entwickeln, d. h. vom Meere bis an die Küsten hin. Die Wirbelbewegung der Luft erfolgt in horizontalem Sinne mit etwas aufwärts gerichteter Komponente. Ihre Ursache ist, wie die der Cyclone überhaupt, noch wenig erforscht. Wahrscheinlich hängen die Wirbelgewitter nicht bloss mit den Temperatur- und Feuchtigkeits-Verhältnissen, sondern vielmehr mit der allgemeinen Luftcirculation zusammen.

Wintergewitter sind in Europa fast ausnahmslos Wirbelgewitter. D stark aufsteigende Luftstrom, der bei jedem Gewitter vorhanden ist, muß, kann nicht durch erwärmte Luft, sondern nur

Nichts Neues unter der Sonne.

Professor Lombroso, der bekannte italienische Psycholog, schreibt in einem Artikel der „Contemporary Review“ Folgendes: „Es ist interessant, die zahlreichen Erfindungen zu prüfen, die wir für neu halten, während sie in Wirklichkeit uralt sind. So hatten die Alten schon Kenntniß vom Blizableiter, oder sie kannten doch bereits ein Methode, den Bliz anzuziehen. Die keltischen Soldaten pflegten sich bei einem Gewitter auf den Erdboden niederzulegen, dann zündeten sie eine Fackel an und pflanzten ihre spitzen Schwerter in den Boden neben sich, mit der scharfen Spitze nach oben. Der Bliz traf häufig die Schwerterspitze und fuhr an der Klinge entlang in's nahe Wasser, ohne den Krieger zu verletzen.“

„Die Römer scheinen ebenfalls den Blizableiter gekannt zu haben, wiewohl sie die ihre Kenntniß wieder in Vergerung

heit gerathen liegen. Auf die Spitze des höchsten Thurmes des Castell's von Duino am Adriatischen Meere wurde schon vor undenklichen Zeiten eine lange Eisenstange gesetzt. Bei stürmischen Wetter im Sommer diente sie dazu, das Nahen des Unwetters zu verkünden. Ein Soldat war dort ständig stationirt, der, wenn die See mit Sturm drohte, von Zeit zu Zeit die Spitze seines langen Wurfspeeres dicht an die Stange hielt. Wenn nun ein Funke zwischen den beiden Eisenstücken erschien, war ein Gewitter im Anzug, und er läutete dann eine Glocke, um die Fischer zu warnen.

Gerbert, der spätere Papst Silvester II. (derselbe, auf den die Einführung der arabischen Ziffern und der Pendeluhren im Abendland zurückgeführt wird), im zehnten Jahrhundert, erfand eine Methode, um den Blitz von den Feldern abzulenkten, indem er lange Steden, die mit sehr scharfen Lanzenspitzen versehen waren, in die Erde pflanzte.

Im Jahre 1662 war Frankreich bereits im Besitz von Ommbüffen. Die Römer legten artesische Brunnen sogar in der Sahara an. Die Ebenen des Libanon und Kalmyre wurden künstlich bereielt: Reste von Brunnen und Canälen werden dort noch gefunden. Im Jahre 1685 veröffentlichte der französische Physiker und Mathematiker Papin (er war von 1687 bis 1707 Professor der Mathematik in Marburg) im „Journal des Savants“ einen Bericht über ein Experiment, das einer seiner Freunde, Namens Wilde, gemacht hatte. Dieser brachte nämlich Blumen zu plötzlichem Wachsthum. Das Geheimniß bestand in der Bereitung des Bodens; es wurde nicht verathen (Kunstdünger?).

Die Massage ist eine sehr alte Praktik und war den Römern bekannt. Paracelsus spricht in seinen „Opera Medica“ von Homöopathie und sagt, daß Gleiches von Gleichem geheilt werde, nicht aber Entgegengesetztem. „Die Natur selbst“, sagt er, „zeigt dies und wie die Dinge einander suchen und begehren.“ Boethius (der berühmte, 204 vor Christo geborene griechische Geschichtschreiber), spricht auch schon vom Heilen durch gleichartige Gegenmittel und Avicenna (der berühmte arabische Arzt um's Jahr 1000) erzählt bereits von dem Gebrauch unendlich kleiner Dosen Arsenik. Mireppus wendete Arsenik in unendlich kleinen Dosen als Heilmittel für Wechselfieber an. In China wurde Haschiß bereit und als ein Beruhigungsmittel 220 Jahre vor unserer Zeitrechnung gebraucht. Die Araber gebrauchten Aloe und Kampfer in derselben Weise wie wir.

Der Spiegel und die Sonde waren um's Jahr 500 bekannt und thatsächlich sind auch Reste davon in den Ruinen von Pompeji gefunden worden und werden im Nationalmuseum zu Neapel aufbewahrt. Galland (der französische Orientalist und Numismatiker des siebzehnten Jahrhunderts) giebt 1665 eine Theorie der Gehirncentren, indem er die vordere Gehirnhälfte als den Sitz der Phantasie, das Centrum der Vernunft, und die hintere als den Sitz des Gedächtnisses bezeichnet. Aristoteles bemerkte, daß Seewasser trinkbar gemacht werden könne durch Verdunstlassen und Auffammeln des Dampfes.

Die Griechen hatten ein „Pilema“, einen wollenen oder leinenen Kiraz, der so dicht gewoben war, daß er für die schärftsten Geschosse unurchdringlich war. Wir haben das Geheimniß dieser Panzer nicht wieder entdeckt (Dove-Panzer?). Die Römer hatten bessere Mühlen als wir zum Olivenmalen. Die Chinesen hatten eiserne Häuser bereits um 1200 erfunden. Glashäuser gab es bei den Pitken in Schottland, den Kelten in Wales und viele Jahrhunderte früher noch in Siam. Die Bewässerungssysteme, die die Lombardei und England so fruchtbar machten, waren zur Zeit des Virgil im Gebrauch. Grasleinen wurde von den Chinesen Jahrhunderte lang vor uns hergestellt.

„Alles das.“ schließt Lombroso, erklärt sich aus dem Umstande, daß man naturgemäß das Neue haßt und ihn nach Kräften zu entgehen sucht, indem man nur der absoluten Nothwendigkeit und dem überwältigenden Beweis oder einem überkommenen Gebrauch nachgiebt.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Velhagen u. Klasing's Monatshefte** haben wie in früheren Jahren wieder eine Separat Ausgabe ihres Dezemberheftes veranstaltet, die in besonders reizvoller Ausstattung als Velhagen u. Klasing's Weihnachts-Almanach für das Jahr 1896 auf den Weihnachtsbüchermärkten erschienen und sicher ebenso viele Freunde finden wird, wie in früheren Jahren. Unter den Novellen finden wir eine Wiener

Künstlergeschichte „Bendetta“ von G. von Verlesch, die sehr amüsant und dabei mit ungemein feiner Charakteristik und Lokalfarbe den Streit zwischen zwei Bühnengrößen, dem gefeierten Seiden des Hofburgtheaters und der verwöhnten Diva der Hofoper, schildert; eine historische auf dem Boden der Mark spielende Novelle „Der Quemas und die Ars amendi“ von Ernst Behrend, eine kleine Charakterstudie „Onkel Tobias“ von Marie von Olfers, eine stimmungsvolle Weihnachtsgeschichte aus dem Schwarzwald der genialen Hermine Billinger, die Fritz Reib auf das Anmutigste illustriert hat, ein von Alexander Zid illustriertes tiefgründiges Märchen „Der Irrtrant“ von Hans Hoffmann, eine Erzählung „Das Ende der Geschichte“ von Charlotte Niebe, und eine köstliche Malergeschichte „Der Wanderer im Schnee“ von Ernst Lenbach, für deren geistreiche Pointe Georg Koch in charakteristischen Bildern vollstes Verständniß befundet hat. Aus der Feder Paul von Szcepanski's, des Herausgebers der Monatshefte, stammt ein reichillustriertes über Franz von Despreger, in meisterhaftem Vundruck sind die Illustrationen von Ch. Votteler zu dem Artikel „Gefiederte Spielkameraden“ von Christian Schwarzkopf, der über Papageno plaudert, wiedergegeben. Gedichte von Wilhelm Langewiede, Reinhold Fuchs, Hedwig Gräfin Rittberg und Friedrich Karl Strengmann erhöhen die Vielseitigkeit des Heftes, das mit geschmackvoll gewählten Kunstbeilagen in reicher Zahl geschmückt ist. Die beiden laufenden Romane „Im Munde der Leute“ von E. Glas und „Der Erbe von Ballantrae“ von Conan Doyle, die dem Almanach der einseitigen Wirkung wegen vorenthalten sind, steigern sich zu ungewöhnlicher Spannung. Velhagen & Klasing's Weihnachts-Almanach wird nicht nur Vielen ein willkommenes Festgeschenk sein, sondern auch in Vielen den Wunsch eines Abonnementes auf Velhagen und Klasing's Monatshefte erwecken, aus denen dieser Almanach hervorgegangen ist und von deren ebenso gediegenes und vielseitigen Inhalt wie geschmackvoller und reicher Ausstattung er kund giebt.

— **Tanera's Erinnerungen eines Ordonanzoffiziers im Jahre 1870/71.** Illustrirt von Ernst Zimmer. 450 Seiten mit 20 Doppel-Kollbildern, 40 Kollbildern und 300 Textillustrationen. Hoch-eleganter Einband in Hardcover. Preis 14 Mk. (München 1896, C. S. Veit'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Veit.) Dieses in Text wie in Illustration gleich hervorragende Werk, das wir während seines Erscheinens in Lieferungen wiederholt Veranlassung nahmen, unsern Lesern warm zu empfehlen, liegt nun abgegriffen vor. In diesen Dezemberheften wendet sich allüberall im deutschen Vaterland die Erinnerung zurück an die Dezemberhefte des Jahres 1870, und gerade diese sind es ja, die in Tanera's berühmtem Werk die glänzendste Verherrlichung finden. Beginnend bei Weissenburg und Wörsch, fortschreitend zu Sedan hat Tanera's Erzählung ihren Höhepunkt erreicht wo sie uns von Loigny-Pouilly (12. Dez.) und Beaugency-Saillant (8. Dez.) berichtet. Unter all den Schilderungen von den großen Schlachten von 1870 stehen die nigen Tanera's über die eben genannten beiden Dezemberschlachten, was ergreifende Anschaulichkeit verleiht, obenan. Nicht aber nur dann, wenn er vom Schlachtfeld erzählt, weiß uns der Verfasser zu fesseln. Tanera's Schilderungen aus der Zeit des Waffenstillstandes und Okkupation, die das Buch bezeichnen, bieten uns im Gegensatz zu den ernsten Schlachtenbildern wahrre Prachtstücke glücklichen Humors und auch sie tragen dazu bei, uns die Zeit vor 25 Jahren lebendig in die Seele zurückzurufen. In der großen Litteratur des Jahres 1870/71 nimmt dies Buch einen ganz besonderen Rang ein. Die überaus ansehende und reiche Illustration erhöht seinen Reiz noch sehr wesentlich. Angefichts des bevorstehenden Weihnachtsfestes lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser mit besonderem Nachdruck auf dies köstliche Werk hin. Alt und Jung werden an demselben eine Freude haben! Der Preis ist im Verhältniß zu dem Gebotenen überaus billig zu nennen.

— **„Denen Dank, die Wunden heilen“, unter diesem Motto findet im foeben erschienenen 14. Heft des Prachtwerkes „Kriegserinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“** (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, 15 Lieferungen à 50 Pf.) die Thätigkeit der Sanitäts-Offiziere während des Feldzuges 1870/71 Würdigung. Das Eisene Kreuz am weißen Bande tritt gleichwertig neben das am schwarzen Bande getragene der Kombattanten. Neben diesen Schilderungen häufen sich in dem vorliegenden Heft wieder die interessanten Episoden, gefahrvolle Patrouillenritte, Fägerschichten und tollkühne Fusarenstreiche, die man ihren inwischen, wie die beigegebenen Porträts bezeugen, zu ehrsamem Staatsbürgern im Zivilrock gewordenen Helden gar nicht zutrauen sollte. Die Ausstattung des Heftes ist wie die seiner Vorgänger, eine glänzende. In einem doppelseitigen farbigen Bilde schildert William Pave die Beschließung von Paris, E. Braun stellt den Ansturm der württembergischen Kavallerie dar, und R. Knödel und C. Zimmer veranschaulichen ein paar mutthige Reiterstücke, Erlebnisse auf Patrouillenritten, die auch im modernen Kriege der Romantik zu ihrem Rechte verhelfen. Das Prachtwerk „Kriegserinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“, findet in dem nächsten Heft vorläufig seinen Abschluß, rechtzeitig genug, um als willkommenes Weihnachtsgeschenk zu dienen. Liegt es doch in einem schön ausgestatteten Bande zum Preise von 10 Mk. für Nichtabonnenten bereits vollständig vor.

Verantw. Redak'teur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.